

(Nachdruck verboten.)

83]

Arbeit:

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Und nun erhoben sich die Erinnerungen in Masse und stüteten in qualvollem Gedränge durch sein Gehirn. Durch die schmutzigen Straßen Beauclairs wehte der Schreckenshauch, während die dunkle Menge der elenden Enterbten schweigend dahinzog, geheimen Nachedurst im Herzen. In der armeneligen, kalten Behausung Bonnairs lebten die Opfer der überlegten, planmäßigen, unglücklich endenden Revolution, denen der Streik alle Qualen des Hungers gebracht hatte. Auf der Guerdache machte sich der schamlose Uebermut des entnervenden Lugas breit, die vergiftende Gemüthsucht, die den Untergang der privilegierten Massen beschleunigte. Auch oben auf der Cröcherie, bei dem in ungeschlachter Majestät sich erhebenden Hochofen, wo kein einziger Arbeiter sich beklagte, war die uralte menschliche Arbeit wie von einem Fische belegt, in ewiger, qualvoller Mühsal versteinert, ohne Hoffnung auf die vollständige Befreiung der Menschen, auf die endliche Erlösung aus der Sklaverei, auf den Eingang aller in das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens. Und er hatte gesehen und hatte gehört, wie Beauclair auf allen Seiten knisterte und krachte, denn der bruder-mörderische Kampf tobte nicht nur zwischen den verschiedenen Klassen, das zerfetzende Ferment war in die Familien eingedrungen, ein Hauch von Tollheit und Haß fuhr über die Menschen hin und vergiftete die Herzen. Grauenhafte Dramen besaßen den häuslichen Herd, stießen Vater, Mutter und Kinder in die Kloake. Sie logen, sie stahlen, sie mordeten. Das Elend und der Hunger führten unabwendbar zum Verbrechen, das Weib verkaufte sich, der Mann verfiel dem Alkohol, das zur Verzweiflung getriebene Tier durchbrach blindlings alle Schranken und wütete gegen sich selbst. Und eine Ueberfülle fürchterlicher Zeichen kündigten die baldige, unentrinnbare Katastrophe an, das alte, morsche Bauwerk war nahe daran, in eine Pfütze von Blut und Kot niederzubrechen.

Von diesen Bildern der Schmach und der Vergeltung tiefinnerst erregt, das Herz blutend ob dem Jammer der Menschen, sah Lucas in der dichten Finsternis, die ihn umgab, wieder das blasse Gesicht Josinens auftauchen, sah ihr sanftes, trauriges Lächeln, sah ihre Arme mit rührendem Flehen gegen ihn ausgestreckt. Und er sah nur noch sie, auf sie, auf sie allein drohte das wurmzerfressene, verfallene Gebäude niederzustürzen. Sie, die kleine, schwächliche Arbeiterin mit der verwundeten Hand, die dem Verhungern nahe war, die der Kloake der Prostitution zuglitt, sie wurde das einzige Opfer, sie verkörperte das Elend des Proletariats in einer jammervollen Gestalt, deren trauriger Reiz ihn bezauberte. Er litt alles das, was sie leiden mußte, und auf das heiße Begehren, sie zu retten, konzentrierte sich sein toller Traum, Beauclair zu retten. Wenn ein höherer Wille ihn mit der Kraft, alles zu vollbringen, ausgestattet hätte, so hätte er aus der von Egoismus durchseuchten Stadt ein glückliches, solidarisches Gemeinwesen gemacht, damit sie darin glücklich sei. Und er erkannte nun, daß dieser Traum seiner Seele weit zurückreichte, daß er ihn immer geträumt hatte, seit der Zeit, da er in Paris in einem armen Viertel mitten unter den namenlosen Helden und leidensvollen Opfern der Arbeit gelebt hatte. Es trieb und arbeitete in ihm wie das wuthvolle Hinstreben zu einer Zukunft, die er nicht zu präzisieren wagte, wie das Mahnen einer Mission, von der er sich durchbebt fühlte. Und inmitten der Gedankenwirrnis, in der er noch tastend seinen Weg suchte, empfand er plötzlich, daß die entscheidende Stunde da sei. Josine litt und hungerte, Josine weinte bittere Thränen, das konnte nicht länger so bleiben. Es mußte endlich etwas geschehen, es mußte Hilfe gebracht werden all diesem Elend und diesem Leiden, die grauenvolle Ungerechtigkeit mußte ein Ende haben.

Von Müdigkeit überwältigt, schlummerte Lucas endlich ein. Aber da glaubte er plötzlich Stimmen zu hören, die ihn riefen,

und er fuhr auf. Waren das nicht Klageklänge aus der Ferne? Hatte er nicht die Verzweiflungsschreie Unglücklicher gehört, die in Todesgefahr schwebten? Im Bett ausgerichtet, horchte er hinaus, und hörte nichts als das Beben der Finsternis. Sein Herz blutete, zog sich in schrecklicher Qual zusammen unter der Gewißheit, daß in diesem selben Augenblick Tausende armer Menschen sich unter der Folter der socialen Ungerechtigkeit wandten. Er sank mit fiebernden Pulsen auf das Kissen zurück und versuchte wieder zu schlafen; aber kaum dem Einschlummern nahe, hörte er die Rufe wieder in seine Ohren tönen, mußte wieder den Kopf erheben und horchen. Im Halbschlummer verschärfte sich seine Gefühle und drangen mit außerordentlicher Macht auf ihn ein. Und immer, so oft der Schlaf ihn umfangen wollte, hörte er die Rufe ertönen und anschwellen, hörte, wie sie ihn verzweifelt und dringend um etwas ansahen, dessen gebieterische Notwendigkeit er fühlte, ohne sagen zu können, was es eigentlich war. Wohin eilen, um am schnellsten auf das Schlachtfeld zu gelangen? Was thun, um einzugreifen und dem Siege den Weg zu bahnen? Er wußte es nicht, und er litt schrecklich unter dem Alpdruck formloser Drohgebilde, die ihn erstickend umdrängten. Ihm war es, als strebe er in der Finsternis einer ewig zögernden Morgenröthe zu, als höre er unablässige, inständige Bitten, eine Sache zu thun, die in Dunkelheit ver-schwamm, so oft er glaubte, daß er im Begriff sei, ihre Natur zu erkennen. Und nun auf einmal überlante alle Rufe, machte alle Rufe verhallen der Ruf einer einzigen, zarten Stimme, welche er als die Stimme Josinens erkannte, die wehklagte und ihn ansah. Sie allein war nur noch da, er fühlte die warme Berührung des Kusses, den sie auf seine Hand gedrückt hatte, er sog den Geruch des kleinen Sträußchens ein, das sie ihm heute zugeworfen hatte, den starken Geruch, der das Zimmer zu erfüllen schien.

Da gab Lucas den mühsamen Kampf auf und schüttelte die fieberische Schläfrigkeit ab, die auf seinen Augen lag, um zu versuchen, im Wachen mehr Ruhe zu finden. Er zündete die Kerze an, erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Er wollte an nichts denken, wollte sein Gehirn von der fixen Idee befreien. Er suchte nach einer Ablenkung für seine Gedanken, betrachtete die wenigen alten Stücke an den Wänden, die alten Möbel, die die Gewohnheiten eines gelehrten und gemüthvollen Mannes verrieten, ließ beim Kerzenschein das ganze ehrwürdige, trauliche Gemach auf sich wirken, in welchem alles von der Güte, der Bornehmheit und Weisheit seines früheren Bewohners sprach. Dann zog der Bücherstapel seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein ziemlich großer Schrank mit Glasüren, in welchem der alte Saint-Simonist und Fourierist eine vollständige Sammlung aller humanitären Werke vereinigt hatte, an denen einst die Begeisterung seiner Jugendzeit sich entflamte. Alle waren sie da, die philanthropischen Socialphilosophen, die Vorläufer, die Apostel des neuen Evangeliums: Saint-Simon, Fourier, Auguste Comte, Proudhon, Cabet, Pierre Leroux und viele andre, die vollständige Reihe bis hinab zu den unbekanntesten Schülern. Und Lucas leuchtete mit der Kerze an den Bücherreihen entlang, las die Namen und die Titel der Werke, war erstaunt über ihre große Anzahl, über so viel guten, in den Wind geworfenen Samen, über so viele gute Worte, die hier schlummerten, den Tag erwartend, da die Ernte aufgehen sollte.

Er hatte schon viel gelesen, er kannte die wichtigsten Seiten der meisten dieser Werke, die philosophischen, ökonomischen, socialen Systeme aller dieser Autoren waren ihm nicht fremd. Aber wie er sie da so alle vereinigt sah, in einer kompakten Masse beisammenstehend, da schien ihm ein neuer Hauch von ihnen auszugehen. Nie hatte er einen so starken Begriff bekommen von ihrer Kraft, von ihrem Wert, von der mächtigen Entwicklung der Menschheit, die sie vorbereiten. Sie bildeten eine Phalanx, eine Vorhut der künftigen Zeit, welcher allmählich die ungeheure Masse der Völker nachfolgen sollte. Und was ihn besonders ergriff, wie er sie hier so Seite an Seite, friedlich vermengt, von überwältigender Macht, in ihrer Vereinigung, aufgereiht sah, das war ihre tiefwurzelnde Brüderlichkeit. Wohl wußte er, daß widersprechende Ideen sie seiner Zeit getrennt, daß sie einander selbst heftig bekämpft

hatten; aber heute waren sie alle Brüder, innig verbunden in dem gemeinsamen Evangelium, in den grundlegenden, unumstößlichen Wahrheiten, die sie alle verkündet hatten. Und die erhabene Morgenröte, die aus ihren Worten emporstieg, war die Religion der Menschenliebe, zu der sie sich alle bekant hatten, ihre Liebe zu den Enterbten dieser Welt, ihr Haß gegen die sociale Ungerechtigkeit, ihr Glaube an die erlösende Kraft der Arbeit.

Lucas öffnete den Schrank, um einen der Bände herauszunehmen. Da er nicht schlafen konnte, so wollte er einige Seiten lesen, bis sich der Schlaf wieder einstellte. Nach kurzer Wahl entschied er sich für einen ganz dünnen Band, in welchem ein Schüler Fouriers die Lehre des Meisters kurz zusammengefaßt hatte. Der Titel: „Solidarität“ hatte ihn ergriffen; sollte er nicht in diesen Blättern die Kraft und die Hoffnung finden können, nach denen er so schmerzliches Bedürfnis empfand? Er legte sich wieder nieder und begann zu lesen. Schon nach den ersten Seiten las er mit leidenschaftlichem Interesse, wie in einem erschütternden Drama, welches das Schicksal der ganzen Menschheit darstellt. So in ihrem Wesen zusammengefaßt, auf die Essenz ihrer Wahrheiten konzentriert, wirkte die Lehre mit außerordentlicher Kraft. Er kannte das alles schon, er hatte es in den Werken des Meisters selbst gelesen, aber nie hatte es ihn so gewaltig gepackt, so im Innersten überzeugt. In welcher Geistesverfassung befand er sich, an welcher entscheidenden Stunde seines Schicksals war er angelangt, daß er Hirn und Herz so umfangen fühlte, überwältigt von der Kraft der Gewißheit? Das kleine Buch gewann glühendes Leben, alles nahm eine neue und unmittelbare Bedeutung an, als ob die Sätze aus den Seiten herauswüchsen und in greifbarer Körperlichkeit vor ihm stünden.

Die ganze Lehre Fouriers entrollte sich vor ihm. Ihr genialer Gedanke war, die Leidenschaften der Menschen als treibende Kräfte des Lebens zu benützen. Die langwährende unselbige Verirrung, die Katholizismus heißt, wollte sie gewaltfam niederdrücken, wollte den Menschen im Menschen vernichten, um ihn als willenlosen Sklaven seinem lebensfeindlichen Gotte auszuliefern. In der freien Gesellschaft der Zukunft sollten die Leidenschaften ebenso viel Gutes vollbringen, als sie in der gefesselten, tyrannisierten Gesellschaft der vergangenen Jahrhunderte Böses vollbracht hatten. Sie waren das unsterbliche Verlangen, das in allen Wesen lebt, die einzige Kraft, die die Welt bewegt, der innere Glutherd, von welchem jeder Mensch den Willen und den Antrieb zur That empfängt. Einer Leidenschaft beraubt, wäre der Mensch verstümmelt, als ob ihm ein Sinn fehlte. Die bisher gleich wilden Tieren zurückgedrängten, niedergehaltenen Instinkte sollten, endlich befreit, sich geltend machen als der mächtige Zug aller zur Einigkeit hin, sollten bewirken, daß über alle Hindernisse hinweg die Menschen in vollendeter Harmonie verschmolzen, dem endgültigen Zustande allgemeinen Glücks. Es gab keine Egoisten, es gab keine Trägen mehr, es gab nur sehnüchtig zur Einigkeit und Harmonie Hinstrebende, die brüderlich nebeneinander hinschreiten würden an dem Tage, wo sie sehen würden, daß die Strafe breit genug ist, um allen für bequeme und glückliche Wanderung Raum zu bieten; es gab nur die Opfer der schweren Sklaverei, welche auf den armen Arbeitern lastete, die sich gegen die maßlosen, ungerechten, drückenden Verrichtungen auflehnten, die aber freudig bereit waren, ihre Arbeit zu leisten, wenn sie nur den auf sie entfallenden, angemessenen, gerechten Teil der großen Arbeitssumme zu leisten hätten.

Und der zweite geniale Gedanke war, daß die Arbeit zur höchsten Ehre erhoben, die Pflicht, der Stolz, die Gesundheit, die Freude, das Gesetz des Lebens werden sollte. Es genügte, die Arbeit umzugestalten, um die ganze Gesellschaft umzugestalten, deren oberste bürgerliche Pflicht, deren eigentlicher Lebensnerv sie werden würde. Aber es sollte nicht mehr eine Besiegten gewaltfam aufgezwungene Arbeit sein, eine Arbeit, zu der man Miethlinge preßt, welche man herabwürdigt und gleich halbverhungerten Lasttieren bis zur Erschöpfung anspannt, sondern eine Arbeit, die von allen in freier Wahl auf sich genommen, nach Beschmack und Eigenart der Individuen verteilt wird, die ihre freiwilligen Arbeiter nur wenige Stunden im Tage festhält und ihnen einen fortwährenden Wechsel nach ihrem Gutdünken gestattet. Eine Stadt, eine Kommune war nur noch ein großer Dienstkorb, in welchem es keinen einzigen Unthätigen gab, in welchem jeder Bürger seinen Teil zu der Gesamtarbeit beisteuerte, deren die Stadt zu ihrer Existenz

bedurfte. Das Hinstreben zur Einigkeit, zur vollendeten Harmonie näherte die Bürger einander, ließ sie ganz natürlich zu einzelnen Gruppen und Serien sich zusammenschließen. Und die Gewähr für das leichte Funktionieren des Mechanismus lag in der weitestgehenden Teilung der Arbeit, in der Möglichkeit für jeden Arbeiter, sich die ihm am besten zuzagende Verrichtung zu wählen, ohne jedoch stets an dieselbe Thätigkeit gefesselt zu sein, die er im Gegenteile nach Belieben wechseln könnte. Die Welt sollte natürlich nicht mit einem Schläge umgestaltet werden, man würde im Kleinen anfangen, das System vorerst an einem Gemeinwesen von einigen tausend Seelen erproben, um ein lebendes Beispiel aufzustellen. Und der Traum gewann Körper, die Phalanx, die Grundeinheit der großen menschlichen Armee wurde geschaffen, das Phalansterium, die gemeinsame Wohnstätte, wurde erbaut. Um einen Anfang zu machen, um den ersten Schritt aus dem jetzigen Zustande hinauszuthun, brauchte man nichts als an den guten Willen derer zu appellieren, die sich melden wollen, an alle die, denen die Ungerechtigkeit der heutigen Welt auf der Seele brennt. Diese vereinigte man dann und schuf eine große Gesellschaft von Kapital, Arbeit und Talent. Man sagte denen, die heute das Geld hatten, denen, die die Körperkraft hatten, und denen, die die geistige Fähigkeit hatten, sie mögen einig sein, sie mögen sich zusammenschließen, um ihre Gaben zum Vorteil aller zu verwerten. Diese Vereinigung produzierte dann mit hundertfacher Kraft und Leistungsfähigkeit, erzielte reiche Gewinne, die möglichst gleichmäßig an alle verteilt wurden, bis zu dem Tage, wo Kapital, Körperkraft und Geist nur noch eine einzige Macht bildeten, das gemeinsame Gut einer freien Gemeinschaft von Brüdern geworden waren, wo alles endlich allen gehörte, der Zustand vollendeter Harmonie erreicht war.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Gräfin Kiez-Geierhorst war durch ihre altpreussisch-protestantische Sittenstrenge und Frömmigkeit weithin im Lande gefürchtet. Sie stammte ja aus der Familie derer v. Puttkamer, deren weibliche Sprößlinge seit jeher die ehrenvolle Mission haben, die tolen ostelbischen Junker zu jener Katechismusucht zu zähmen, auf der, wie uns glaubhafte Historiker und andre Schwandichter aus authentischer Quelle vermelden, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unsres gebenedeiten Vaterlands zuwider ohne ruht. Auch die Gräfin Kiez-Geierhorst hatte ihren Gemahl von seinen Gläubigern männlichen und weiblichen Geschlechts los geheiratet, und der Graf fröhnte seit dem Beginn dieser standesamigemäßen und kirchlich gesegneten höchst ehelichen Liebe einer wahrhaft ausschweifenden Tugend. Die Zukunft unsres Volks ruhte durchaus sicher in den erziehungsstraffen Händen der gebornen Puttkamer.

Die Gräfin hielt es für angemessen, daß ihr Gemahl Reichstags-Abgeordneter würde, aus dem einfachen Grunde, weil der altpreussische Adel sich keiner nationalen Pflicht entziehen darf. Aber sie gestattete ihm durchaus nicht, daß er zur Ausübung seines Mandats nach Berlin reiste, bieweil die Reichshauptstadt von der Gräfin ungeeignet befunden wurde, einem älteren Ehemann den mühsam genug gepfropften göttlichen Haug zur Tugend zu stärken. Das ist überhaupt der tiefste Grund der dauernden parlamentarischen Weisheitsunfähigkeit: Man kann es weder der Köchin eines süddeutschen Kaplans, noch der Gattin eines hinterponnenschen Junkers zumuten, daß sie die ihrem Schatz Befohlenen leichtsinnig und pflichtwidrig in die dämonischen Gefilde des Venuskreuzbergs ziehen ließen. Sehr zutreffend bezeichnete es die Gräfin Kiez-Geierhorst als den schwersten Krebsknoten der Zeit, daß der Reichstag nach Berlin, statt nach irgend einem Gutsbezirke Hinterponnens verlegt worden sei.

Andererseits kann man es dem Grafen nicht verdenken, daß er bisweilen die Lust verspürte, seinen parlamentarischen Reizungen sich thätlich zu widmen. In solchen Fällen pflegte er sich von der Fraktionsleitung ein Telegramm zu bestellen, das ihn schleunigst nach Berlin berief, weil die Existenz der Landwirtschaft auf seiner Anwesenheit im Reichstag beruhte. Aber auch diese periodisch wiederkehrenden Telegramme erschütterten die Erziehungsgrundsätze der Gräfin nicht. Es seien genug andre da, pflegte sie in solchen Fällen mit einem unangenehmen Beißz strengen Spottes zu sagen; wenn der Graf stets fehle und die Landwirtschaft dennoch nicht schlecht beraten sei, so werde es auch diesmal ohne ihn gehen.

Auch Ende voriger Woche erhob die Gräfin ihren gewohnten Widerspruch, als aus Berlin ein Telegramm ankam, das wie folgt lautete: „Höchste Gefahr im Verzug. Es kommt auf jede Stimme an. Verdoppelung der Brantweinsteuer durch Obstruktion bedroht.“ Jedoch da die Depesche für die dreifache Tage dringend aufgegeben war, erschien die Gegnerschaft der Gräfin gegen die Reise nach Berlin nicht

so principiell wie bei früheren Gelegenheiten. Als geborene Püttlamer verstand sie genug von der Branntweingeßgebung, um die Wichtigkeit der Sache einzusehen. Wie der Graf ihr dann mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und einem durchaus einwandfreien Ernst die ökonomischen Folgen des Gesetzes für das eigne Wirtschaftsbudget auseinandersetzte, war die geborne Püttlamer schon halb gewonnen. Und als er mit bewegter Stimme, den Segen der Verdoppelung der Brennsteuer beweisend, ausrief: Der alte Gott der Junker lebt noch, der läßt die Landwirtschaft nicht zu Schanden werden — da war die fromme Seele der Gemahlin tief erschüttert und nur noch schwach sträubte sie sich gegen die Fahrt in den Sündenpfuhl. Schließlich wurde auch der letzte Rest des Widerpruchs beseitigt durch den zahlenmäßigen Hinweis auf die durch die Reise und das Gesetz ermöglichten Liebesgaben für die Familie: der Gräfin würde er einen neuen Pelz für die Wintergottesdienste in der umgeheizten Dorfkirche mitbringen können. Ferner würde die Verdoppelung der Brennsteuer es erlauben, dem Lieblingssohn der Gräfin, der Lieutenant bei den Gardehusaren war, die Zulage nicht unbedeutlich zu erhöhen, und endlich könne man dann auch daran denken, die fünfzehnjährige Tochter nach Bevey oder Lausanne auf drei Jahre in ein Pensionat zu schicken.

Da ließ die Gräfin den Gemahl gen Berlin fahren, sie packte ihm eigenhändig und zärtlich seinen Reisefloffer und legte zwischen seine wollenen Strümpfe ihre Photographie, das Neue Testament und das Gesangbuch. Zum Schluß gab sie ihm noch das Wort der Lebensweisheit auf den Weg: Ich bitte Dich, Votho, sorge dafür, daß Deine persönlichen Ausgaben in Berlin nicht den Ertrag des ganzen Gesetzes übersteigen. Und am Dienstagabend bist Du wieder hier!

Votho Graf Riez-Geierhorst stürzte sich sofort nach seiner Ankunft in die parlamentarischen Geschäfte. Er übte sich in Aufstehen, im Ja-Nutzen, in Heiterkeit, großer Heiterkeit, stürmischer Heiterkeit, in Widerspruch rechts und lebhafter Unruhe, in Lachen rechts, Bravo, Hört-Hört, Sehr richtig und Schluß; auch eine Reihe von Unterbrechungen und milder gewöhnlichen Zwischenrufen, wie „Maul halten“ studierte er fleißig und hingebend. Am Montag verließ er während der ganzen Sitzung nur einmal für fünf Minuten den Saal — den Naturgelegen den schuldigen Tribut zollend. Das parlamentarische Leben ist doch schön — rief er einmal über das andre aus.

Mit stiller heiterer Gelassenheit ertrug er es auch, als die Socialdemokraten es durchsetzten, daß die entscheidende Sitzung statt am Dienstag am Mittwoch stattfinden würde, und nur die eine leise Sorge umdüsterte ihn vorübergehend, daß die Mittwochssitzung bereits nicht lange nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Aber auch dieser Schwierigkeit würde er gewachsen sein, hatte doch das Hotel, in dem er abgestiegen war, einen elektrischen Weckapparat: Unten beim Portier wird einfach die Weckuhr auf sieben gestellt, dann läutet es zur ersten Stunde in seinem Zimmer über dem Bett so lange, bis er aufwacht und den Klingelapparat abstellt.

Am Montagnachmittag fandte er an die Gattin daheim ein Telegramm, in dem er erst heftig über die durch die Gemeinheit der Gegner veranlaßte unliebsame Verzögerung der Rückkehr schalt, zum Schluß jedoch den Sieg der guten Sache als Lohn für alle Widerwärtigkeiten in Aussicht stellte.

Den Montagnachmittag und -abend benutzte der Graf, um sich gründlich über die Sittenverderbnis des Großstadtlebens zu unterrichten. Am Dienstagmittag, nachdem er seinen Morgenkaffee getrunken, besuchte er schnell einige der neu erbauten Kirchen und das Zeughaus, um auch mit seiner Gattin über die Entwicklung Berlins sachkundig plaudern zu können. Der übrige Tag wurde im wesentlichen damit ausgefüllt, daß er sich bei jüngeren Damen, die er zufällig traf, nach den Verhältnissen in den Schweizer Pensionaten zu erkundigen suchte. Die Mitternacht war längst vorüber und immer noch war das Kuschkunstmaterial nicht in hinreichender Fülle beisammen. Der Kopf brannte und brannte dem Grafen von Stunde zu Stunde mehr, je weniger die von ihm befragten Damen in der Lage waren, über das Pensionatsleben in der Schweiz ihn zuverlässig zu informieren. Dagegen wußte ihm die eine oder die andre renommierte Geschäftsfrau zu nennen, in denen es vorzügliche Pelze zu kaufen giebt; auch erwießen sie sich darin außerordentlich unterrichtet, daß sie genau abschätzen konnten, wie hoch die Zulage des Garde-Lieutenants sein müsse. So eilte der Tag, der Abend und die Nacht.

Am Mittwoch, präcis 7 Uhr, stimmte das Bedwerk über seinem Bett einen Lärm an, nicht anders, als wollte es die zähesten Schläfer zum jüngsten Gericht rufen. Der Graf Votho schrak empor, suchte über die höllische Erfindung und hatte den Eindruck, als hätte er eben erst das Hotelzimmer betreten.

Die Glocke lärmte weiter. Das hochgeborene Mitglied des Reichstags hatte eine Empfindung, als ob dieser entsetzliche Klingelbeutel in seinem eigenen Schädel häuße. Aber, Gottlob, die Sitzung begann ja erst um 9 Uhr, eine halbe Stunde konnte er wohl noch schlafen. Da richtete sich der Graf empor, drückte den Hebel an dem Apparat herunter und nun schwieg die Maschinerie der Hölle. Die Stille wob in dem verdunkelten Gemach geheimnisvolle Träume, Graf Votho schnarchte.

Am Nachmittage desselben Tags sah Graf Riez-Geierhorst in dem gemächlich trödelnden Zug, der ihn in seine hinterpommerische Heimat bringen sollte. Er sah sehr bleich aus, der arme Graf, die Wut über

die merkwürdige lächerliche Niederlage der Fufelparteien hatte ihm offenbar die Farbe aus dem Antlitz getrieben. Jetzt war alles verloren. Man hatte sich unsterblich blamiert. Nicht nur die Verdoppelung der Brennsteuer war dahin, die Steuer war ganz und gar futsch. Der Graf berechnete den Schaden, so gut es bei seinem zermarterten Hirn gehen wollte. Das allerschlimmste dabei war: das Fehlen einer einzigen Stimme war an dem Ganzen schuld.

Dem Grafen war nicht wohl. Er fürchtete sich vor den Auseinandersetzungen mit seiner treuen Gattin. Mit dem letzten Aufgebot seiner ihm jeden Augenblick entfliehenden Geisteskraft überlegte er, wie er das erste Zusammentreffen am schädlichsten einrichten könnte. Da half nur Eines: er mußte den wilden Mann spielen, er mußte Furcht und Schrecken verbreiten, er mußte — Er dachte qualvoll an den Pelz, den er nicht hatte kaufen können. Von der Schweizer Pension war nun auch keine Rede, und die Zulage des Lieutenants mußte entsprechend den verminderten Erträgen des Branntweins gekürzt werden. Der unglückliche Junker war dem Weinen nah!

Endlich war er in der Heimat. Mit der Miene des großenden Achill entstieg er dem Zug, schnangte den Kutscher, der ihn abholte, fürchterlich an, und als ihm in der Thür des Herrenhauses die geliebte Gesponsin erwartungsvoll entgegentrat, schleuderte er mit einem wilden Fluch den Hut an die Decke des Flurs, stieß ein höhnisches Gelächter aus und versank dann in dumpfes Brüten.

„Was hast Du, Votho?“, rief die Gräfin ängstlich aus, „Du bist so anders.“

Graf Votho ächzte dreimal erschrecklich, dann erzählte er in abgerissenen Sätzen fieberhaft aufgeregt den Hergang der schenklischen Niederlage. Seinen Bericht aber schloß er: „Der Demokratenbunde kann man es schließlich nicht verdenken, daß sie uns den Streich gespielt. Die ganze Verantwortung trifft den einen pflichtvergessenen Schurken von den Unfrigen, der nicht oder nicht rechtzeitig zur Abstimmung gekommen ist. Die eine fehlende Stimme hat uns zerschmettert. Der Kerl mußte mit Schimpf und Schande ausgestoßen, der allgemeinen Verachtung preisgegeben werden.“

„Und wer ist der Eine, der Dube?“ fragte die Gräfin zornbeidend.

„Wie soll ich das wissen?“ — entgegnete Graf Votho unwillig. Dann lief er davon, legte sich zu Bette und schlief achtzehn Stunden hintereinander. So hatte ihn die Wut angegriffen.

Drei Tage darauf traf das amtliche Stenogramm der verhängnisvollen Sitzung auf dem Gute des gräflichen Paares an. Die Gräfin hatte dem Postboten aufgepaßt und nahm ihm eigenhändig die amtliche Reichstagsfendung ab. Mit dem großen Couvert eilte sie in ihr Schlafzimmer, riegelte ab und ergriff mit zitternden Händen das Heft, das den Sitzungsbericht enthielt. Hastig durchblätterte sie das Stenogramm. Jetzt hatte sie gefunden, was sie suchte: Das Verzeichnis der letzten namentlichen Abstimmung. Ganz langsam und sorgfältig prüfte sie die Liste, Namen für Namen. Einmal, zweimal, dreimal las sie die Namen von Anfang bis zu Ende — den Grafen Votho zu Riez-Geierhorst fand sie nicht.

Die fromme und sittenstrenge Frau hat sofort die Scheidungsfrage gegen ihren Gatten eingeleitet. —

Joc.

Kleines Feuilleton.

dg. Durch die Tegeler Heide.

Blaue Havel, Grunewald,

Grüß' mir alle beide,

Grüß' sie, und ich komme bald! —

Und die Tegeler Heide! —

Heute gehen wir in den Märchenwald.

Kennt Ihr den Märchenwald? Still und dunkel liegen seine Gründe, Schlingpflanzen spinnen wehende Ketten von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum. In den Thälern funkelt es feucht, durch das Sumpfgros blinken abgrundtiefe Wasser.

Und ringsum kein Laut.

Aber dann auf einmal ein Rauschen; in den finstern Wipfeln flüstert und raunt es, geheimnisvolle Stimmen, was wollen sie sagen?

Das betrübte Kind hebt den Kopf und lauscht, sind es die Hexen oder die Feen, die um die jahrhundertalten Eichen lugen?

Ein goldnes Leuchten flimmert an der Halde.

Das ist der Zauberwald, das ist die Tegeler Heide.

Wunderbare Tegeler Heide! Es giebt keine Hexen und Feen darin, aber was sind alle Wälder unsrer Marken neben ihr? Der Grunewald ist schön, die Tegeler Heide ist tausendmal schöner, der Grunewald hat Kiefern, dürstige Föhren, die Tegeler Heide dichtes rauschendes Laub.

Büchelhaine giebt es da, wo die Zweige sich wölben, wie gothische Münsterhallen. Laubengänge, in denen der Wald so dicht sich schließt, daß kaum das Tageslicht herein kann. Zitternd nur spielt hier und da ein Sonnenstrahl durch die grüne Dämmerung, tangende Lichter huschen über Laub und Moos, bunt und glühend, als fielen sie durch gemalte Fenster. Thäler und Hügel in ewigem Wechsel, und jeden Schritt ein andres Bild. Unterholz so üppig und

dicht daß es unmöglich ist hindurchzudringen, Himbeersfelder so weit und wild, daß man auf Stunden wandern kann und doch ihr Ende nicht erreicht. Stille Tannenheiden, wo die Stämme aufsteigen, wie Niesensäulen hoch und schlant, sonnige Hügel voll weißer luehender Birken. Früherische Sümpfe, wo die Erle grünt und über brütenden Wassern das Wollgras schwannt.

Und tiefer waldein, schmale Wege, bergab, bergauf. Der Regen hat den Pfad verwaschen; wie Lindwurmleiber abenteuerlich hängen die Wurzelknorren aus dem weißen Sand, Farrentraut breitet seine Niesenswedel aus, Waldpfeifen hat den Boden dicht umspinnen, traumhaft rinden die Glodenblumen aus hohem Niedgras. Drüben, von der Spitze, wo der Wald sich lichtet, sieht man hinaus ins Land. Wald zu wahren Füssen, Wald und nochmals Wald; nur in der Ferne blaut der See, weiße Segel gleiten darüber hin.

Und drüben am Fließ schimmernde Blumen, bunte Wiesen, wie eine Silberfahne wendet der Bach sich hindurch, über dem Wasser gligert und blüht es, als schwebten blau leuchtende Saphire durch die Luft, es sind Libellen, in ganzen Schwärmen haufen sie auf den Uferweiden. Jenseits der Wiesen steigt der Wald bergan, da wächst an den Hängen die rote Walderdbeere, da rankt der Brombeerstrauch, da steht die Heidelbeere in endlosen Feldern, da winkt uns Hopfenranken und Waldreben schwarz und umheimlich der Wachholderbusch. Da stehen Eichen, Jahrhunderte alt. . . .

Und die Tiere!
Durch die Büsche huscht das Rotkehlchen grau und schattenhaft gleich einem großen Schmetterling. Weißengezwischer, Finkenohr, die Grasmücke jubiliert, der Amdud ruft, die Spottdroffel singt, die Spechte hämmern, im fernen Laub schlägt eine Amsel. Durch die Büsche lauscht das schone Wild, Eidechsen huschen durch das weiche Moos; die Ringelnatter sonnt sich unter'm Strauch.

Das ist der Zauberwald, wo alle Wunder lebendig werden, wo das Märchen aus allen Ecken schaut, wo jeder zerflatternde Rebellstreifen sich wendet in ein Feenelvaud.

Das ist die Tegeler Heide.
Schön ist die Tegeler Heide im Winter, wenn Raufreif glitzernde Perlenketten über die Niesenbäume hängt; schön ist sie im Herbst, wenn die Blätter sich golden färben, und schön im Sommer, wenn an den Hängen die wilden Rosen in Blüte stehen, aber am schönsten ist sie im Frühling, im Mai.

Da steht der Wald voll quellenden Lebens, kraftvoll und fastvoll in neuwachsender Pracht. An den Nadelbäumen hängt der junge Maihauß, die Eichen und Buchen prangen im lichteften Hellgrün, sippig schiefen die Heidelbeeren ins Kraut. Die Ebereschen blähen, die Himbeeren blühen, und der ganze Boden steht voll wilder Weichheit.

Und diese ganze langfristige Herrlichkeit erreicht der Berliner heut für zehn Pfennige.

Das ist das allerbeste an ihr. —

Aus der Pflanzenwelt.

— **Bambusa Manua.** Neben dem im Innern der hohlen Bambusstengel abgeforderten, schon dem Dioscorides bekannten Tabakhar, welchen die Inder Bansa-Pokana nennen und viel in ihrer Volksmedizin verwenden, einer bis 80 Proz. Kieselsäure enthaltenden Koncretion, scheidet das Bambusrohr manchmal äußerlich an den Knoten eine Art Manua ab, d. h. einen zuckerreichen Stoff, der zu weißen oder bräunlichen Stäbchen von im Mittel drei Centimeter Länge erhärtet. Im vorigen Jahre, während der großen indischen Hungersnot, war diese Absonderung auffallend reichlich und wurde von den Eingebornen mit Begierde aufgesucht, und es lieferte besonders der in Chanda gezogene Dendrocalamus strictus reichliche Mengen dieses Zuckers, der übrigens nicht Mannit, sondern ein mit dem Rohrzucker identischer oder nahe verwandter, im gleichen Gewicht Wasser löslicher kristallisierender Zucker zu sein scheint. Er wurde natürlich als Nahrungsmittel betrachtet und wahrscheinlich war die Trockenheit, welche die Hungersnot erzeugt hatte, auch die Ursache dieser ungewöhnlich starken Absonderung des Zuckers. —

Bergbau.

— Ueber die Braunkohle sprach unlängst in der „Gesellschaft für Erdkunde“ zu Köln Ingenieur Schott. Die „Köln. Jtg.“ berichtet über den Vortrag: Unter allen Ländern steht Deutschland in der Braunkohlenförderung obenan, da es im Jahre 1900 40 Millionen Tonnen lieferte, die ihrem Brennwert nach 14 Millionen Tonnen Steinkohlen entsprechen. Hiervon lieferte der Halle-Magdeburgerische Bezirk allein 34 Millionen Tonnen. Demnach der bedeutendste Bezirk ist der niederheinische, der sich am Vorgebirge in einer Länge von 25 Kilometer und einer Breite von 6 Kilometer über einen Flächenraum von 120 Quadrat-Kilometer erstreckt. Im ganzen wurden im letzten Jahre im hiesigen Bezirk 6 Millionen Tonnen Rohkohle gefördert, die etwa 1 1/2 Millionen Tonnen Briquets ergaben. Wirtschaftlich wichtig ist es, daß vom Poshauen der Rohkohle bis zum Verladen der fertigen Briquets in die Eisenbahnwagen keine Hand die Kohle zu berühren braucht. Nur das Poshauen kann heute noch nicht nach amerikanischer Art durch Maschinen geschehen. Dagegen wird der Abraum meist durch Treckenbagger weggeräumt. Die gehauenen Kohlen fallen durch einen Trichter, den die unterliegende Kohle selbst bildet, in den Wagen, der sich

in einem Stoßen unter dem Trichter befindet, werden dann zum Hauptförderpunkt gebracht und von hier aus durch Seilbahnen zu den Zerkleinerungsmaschinen gehoben. Durch diese hindurch nehmen sie den Weg nach unten, werden dann mittels Schöpfbecher auf die Treckenapparate gehoben, die sie nach unten zur Presse hin durchlaufen. Der in dieser ausgeübte Druck von 11- bis 12000 Atmosphären bringt die in den Kohlen enthaltenen bernsteinartigen Harze zum Schmelzen. Diese bilden so das Bindemittel, welches das Briquet zusammenhält. Das Briquet ist das eigentliche Material des Hausbrands; werden doch in Berlin allein 1,2 Millionen Tonnen Briquets verbraucht. Wenn Holland und die Schweiz Briquets aus der Kölner Gegend beziehen, so bezahlen sie diese zwar teurer als Steinkohle von gleichem Brennwert, aber das teurere Material hat den Vorzug der Sauberkeit. Die Industrie dagegen muß dazu übergehen, die Hochdruckkohle zur Feuerung zu benutzen. Auch diese Art der Feuerung, die freilich eine besondere Art von Ofen mit eigens gearbeiteten Fastvorrichtungen erfordert, zeichnet sich durch große Reinlichkeit aus. Rentabel bleibt aber für sie die Verwendung der Braunkohle nur, sofern die Verfrachtung nicht bis über 200 Kilometer weit zu geschehen hat. Ist es dagegen möglich, die Braunkohle an Ort und Stelle zu benutzen, so liefert sie der Industrie die billigere Energie. Deshalb ist das Vorkommen der Braunkohle am Vorgebirge für die ganze Kölner Gegend von großer Wichtigkeit. —

Humoristisches.

— Entgegenkommend. Haus herr: „Warum wollen Sie denn nun eigentlich ansziehen?“

Mieter (achselzuckend): „Einen bestimmten Grund habe ich nicht; ich möchte mich nur mal verändern!“

Haus herr: „Na, da könnt' ich Sie ja einfach a bißl steigern!“

— Moderner Vater stolz. „Mein Sohn, der Maler, wird eine eminente Carrier' machen. Kaum ein halbes Jahr ist er bei der Kunst und hat schon ein Plakat gemalt, daß die Zeit — ausreizen, wenn sie's sehen!“ —

— Schlechter Ersatzmann. Als Verweser für den erkrankten Forstmeister ist ein Assistent gekommen, der — ein sehr solider Herr — den ganzen Abend nur drei Quart Bier trinkt.

Wirt: „So ein Schwindel! . . . Der mit seine' drei Quartirn soll den Forstmeister verreten!“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Jola arbeitet gegenwärtig an einem Roman „La vérité“ (Die Wahrheit), der den Kampf der „weltlichen“ und der „katholischen“ Richtungen im Leben von seinem Anbeginn an schildern soll. Im Vordergrund steht der Kampf der Staatsschule mit der römischen in allen seinen Wechselfällen. In zwei Monaten denkt Jola mit „La vérité“ fertig zu sein, und will sich dann unverzüglich an das letzte seiner „vier Evangelien“, die „Justices“, begeben, deren hochdramatischer Inhalt in einer scharfen Auflage des Gerichtswesens wurzeln soll. —

— Der Petersburger Universitätsdocent Wengero w ist wegen seiner litterarischen Thätigkeit verhaftet worden. In Deutschland ist der Verhaftete durch sein Buch „Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Litteratur“ (Berlin, Mäde) bekannt geworden. —

— Joseph Ruederers Banerikomödie „Die Fahnenweiche“ wurde bei der Aufführung im Wiener deutschen Volkstheater ausgezischt. —

— Auch die Wiener sind nun im glücklichen Besitze eines „Ueberbretts“. Im kommenden Spieljahr wird im Theater an der Wien das litterarische Variété „Zum lieben Augustin“ eröffnet werden. Als „Macher“ werden Wahr, Hofmannsthal, Karlweis und Schnitzler genannt. Hoffentlich heißt es nicht bald: Ach Du lieber Augustin, alles ist hin! —

— Torrejanis Wiener Sittenbild „Die Mikosch-Mali“ hat bei seiner Erläuterung in Graz Erfolg gehabt. —

— Ein Wagnerchilus wird für den Herbst an der Madrider Oper vorbereitet. Hans Richter und Siegfried Wagner werden dirigieren. —

— Preise von 1500 M., 1000 M. und 500 M. schreibt die Tapetenfabrik Flammersheim n. Steinhilber in Köln-Zollhof aus. Der späteste Einlieferungsstermin ist der 30. Oktober 1901. Näheres teilt die Firma mit. —

— Vor einigen Jahren hat man aus Norwegen Wirtshäuser bezogen und in den Hochmooren der Bogesen ausgelegt. Die Tiere haben sich vermehrt und eingebürgert. —

— „Unlauterer Wettbewerb“. In Oberfeld gab sich kürzlich eine Circuspiel-Gesellschaft für ein Indianer-Quintett aus. Die Polizei untersuchte jedoch die ihr verdächtig vorkommenden Gestalten und stellte nach einer gründlichen Reinigung fest, daß es eine aus Romern stammende Musikgesellschaft war, die sich als wilde Indianer auch schon in andren Städten hatten bewundern lassen. —